

Bitte Abstand halten

Spiel nicht mit den Schmutzkindern: Für viele Eltern ist ihr Nachwuchs heute ein Projekt. Nichts wird dem Zufall überlassen – schon gar nicht die Wahl der Freunde.

VON UTA RASCHÉ

Sie waren, als die Kinder noch klein waren, in einen Ort im Taunus gezogen, in ein homogenes Wohnumfeld: viele Akademiker, keine prekären Verhältnisse. Selbst hier aber ist man vor bösen Überraschungen nicht sicher. Die Familie hatte einen Jungen aus der Nachbarschaft eingeladen, der prompt mit den Söhnen eine Rauferei anging. Die gastgebende Mutter wies ihn zurecht, worauf der Junge ihr ins Gesicht sagte: „Halt die Schnauze, du Hure.“ Es war das letzte Mal, dass er im Haus zu Gast war. „Wenn so etwas vorkommt, sage ich klipp und klar: Ich möchte nicht, dass ihr noch mal mit dem spielt“, sagt die Mutter. „Das ist nicht unser Umgang.“ Sie habe nachmittags keine Zeit, den schlecht erzogenen Nachwuchs anderer Leute zu bändigen. „Wir steuern die Freundschaften unserer Kinder, ganz klar“, gibt sie zu. „Wenn Kinder aus Elternhäusern zu Besuch kommen, die mir nicht passen, blocke ich den Kontakt ab.“

Es ist kein Thema, über das Eltern gerne reden, schon gar nicht wollen sie mit ihrem Namen genannt werden. Doch auch andere Eltern bestätigen, dass sie Einfluss nehmen auf die Kontakte ihrer Kinder – wenn auch meist etwas subtiler. Schließlich wollen viele Mütter und Väter ihren Kindern heute Partner sein, da passt es nicht ins Bild, Freundschaften zu verhindern. Und wenn man in vielen anderen Bereichen die Selbständigkeit des Kindes fördert, kann man sie bei der Wahl der Freunde schlecht einschränken. Andererseits investieren Eltern Zeit, Geld und Kraft in ihre Kinder – dann soll der

Nachwuchs auch geraten. Die Familie ist in der bürgerlichen Mittelschicht ein kleines Unternehmen mit dem Ziel, den Kindern die bestmögliche Bildung mitzugeben.

Man regelt, mit welchen Aktivitäten die Kleinen ihre Zeit verbringen; da liegt es nicht mehr fern, auch zu steuern, mit wem sie das tun. „Wenn ich das Gefühl habe, dass ein bestimmter Schulkamerad gut zu einem unserer Kinder passt, rufe ich mehrmals dort an, damit ein Treffen zustande kommt“, berichtet eine Mutter aus Prenzlauer Berg. „Ich frage meinen Sohn dann öfter, ob er nicht dieses Kind einladen will.“ So fördert sie Kontakte zu Familien mit ähnlichem Erziehungsstil. „Da harmonieren dann meist auch die Kinder.“ Schließlich wolle sie, die ihren Kindern nachmittags einen Obstteller zubereitet und zu sinnvoller Beschäftigung anregt, nicht, dass sie anderswo die ganze Zeit fernsehen und Chips essen.

Wenn ihr Sohn sich unbedingt mit einem Kind verabreden will, mit dem es schlechte Erfahrungen gab, lenkt die Mutter das Treffen auf neutrales Terrain: auf den Spielplatz etwa. Oft regeln die Kinder ihre Kontakte ganz im Sinne der Eltern auch selbst. So erkundigte sich die Mutter bei ihrer Tochter einmal nach einer Mitschülerin, deren Eltern Hartz-IV-Empfänger sind. „Mit der will ich nichts zu tun haben“, sagte das Mädchen. „Die stinkt, und ihr Ranzen ist immer total durcheinander.“

„Dass Eltern die Kontakte ihrer Kinder lenken, ist ein verbreitetes und sich ausweitendes Verhaltensschema, das soziale Ordnung herstellen soll“, meint der Kinderpsychologe Wolfgang Bergmann. „Eltern achten darauf, dass die künftigen Gymnasiasten mit ihresgleichen spielen. Ihr Bemühen zielt darauf ab, dass ihre Kinder in das Kompetenzmilieu hineinwachsen, in das sie nach Ansicht der Eltern gehören.“ Dahinter stecke die Sorge vor einem Abrutschen auf der sozialen Skala, aber auch ein Distinktionsbedürfnis.

Nicht nur über den Wohnort, auch über die Hobbys suchen Eltern ihre Kinder im passenden Mi-

lieu zu verorten. „Wir spielen Tennis, unsere Kinder lernen es auch“, sagt die Mutter aus dem Taunus. Die Kinder, die ihre Söhne dort kennenlernten, seien alle „vernünftig“, ebenso die in der Messdienergruppe und beim Handball. Dort treffen sie zwar auch auf Kinder aus anderen Milieus, aber unter Aufsicht eines Trainers: „Sie lernen Mannschaftsgeist und sich im Team zu verhalten“, sagt sie, „das ist auch wichtig.“ Auch hinter dieser scheinbar harmlosen Freizeitbeschäftigung steckt ein verdeckter Lehrplan.

Hockey spielen, rudern, reiten, Ballett tanzen, ein Musikinstrument erlernen: Diesen Freizeitbeschäftigungen widmen sich fast ausschließlich Kinder aus bildungsbehafteten Elternhäusern. In der Schulkinderbetreuung am Nachmittag hingegen trifft man sie nur, wenn es ihren Müttern nicht gelingt, ihre Arbeitszeit so zu arrangieren, dass sie mittags zu Hause sind. Eine Mutter aus Berlin-Charlottenburg formuliert das so: „Die ‚besseren Mütter‘ geben ihre Kinder nicht in den Hort.“

Aus ihren Worten spricht eine gewisse Distanz, doch den Hort

.....
„Wir steuern die Freundschaften unserer Kinder, ganz klar“, sagt die Mutter.
.....

boykottiert auch sie selbst. „Dort werden die Kinder nur verwahrt. Es ist effektiver, wenn das Kind zu Hause lernt und danach Zeit für Hobbys hat. Abgesehen davon hat man keinen Einfluss darauf, mit wem das Kind sich anfreundet.“ Die Charlottenburger Mutter hat für die Tochter kein elitäres Freizeitprogramm zusammengestellt; das Mädchen geht zum Fußballspielen in den Park. Doch unangenehm überrascht war sie schon, als sie bald nach dem ersten Schultag Wörter wie „Hure“ und „Wichser“ daheim auf ihre Wirkung testete. „Wir hätten nicht gedacht, dass es

an einer ganz normalen städtischen Grundschule so rauh zugeht.“

Die Töchter eines Paares aus einem östlichen Stadtteil Frankfurts verbrachte ihre Grundschulzeit in der Schule des Viertels, das als bessere Wohngegend gilt. Weil das Kind lange krank war, bekam es eine Realschulempfehlung, der die Eltern folgten. Der Schulbezirk für die nächstgelegene kooperative Gesamtschule mit Realschulzweig ist aber so geschnitten, dass zum Einzugsgebiet ein Stadtteil mit extrem hohem Migrantenanteil gehört – ein „Katastrophengebiet“, sagt die Mutter. „In der fünften Klasse waren 90 Prozent türkische Schüler. Unsere Tochter war zwar mit Abstand die Beste, aber hat sich extrem unwohl gefühlt. Es kamen keine Kontakte zwischen den Kindern zustande, weil die türkischen Mädchen sich nachmittags nicht verabreden durften. Und ich wollte genauso wenig, dass sie einen Nachmittag in einer türkischen Familie verbringt, ohne dass ich weiß, was da passiert.“

Beim ersten Elternabend, der fast nur von türkischen Vätern besucht wurde, kam keine Liste mit den Telefonnummern der Schüler zustande: Niemand hatte Interesse. Als ihre Tochter ein Referat mit einer Mitschülerin vorbereiten sollte, musste das in der Schule geschehen, weil kein privater Kontakt möglich war. Zum Halbjahr reagierte die Mutter. Das Mädchen wechselte auf eine Realschule in katholischer Trägerschaft. Eltern und Tochter sind seither glücklich: „Eine tolle Klassengemeinschaft, eine gute Arbeitsatmosphäre und engagierte Eltern. Wir wurden gleich in den E-Mail-Verteiler aufgenommen und bekamen Einladungen zu Feiern und Treffen“, erzählt die Frau.

Der Preis: Ein Schulweg von zwanzig Kilometern, den Mutter und Tochter mit dem Auto bewältigen, weil es mit öffentlichen Verkehrsmitteln eineinhalb Stunden dauern würde. Dahin ist die Selbständigkeit, mit der die Tochter einst allein zur Grundschule ging. Nun überlegt die Familie, eine Wohnung in der Nähe der neuen Schule zu suchen.

Erziehungswissenschaftler sehen den Trend zur Segregation kritisch, weil sie die Chancengleichheit, die zum Selbstverständnis demokratischer Gesellschaften gehört, unterhöhlt. In der Grundschule als „Schule des Volkes“ sollten Kinder aus allen Schichten miteinander zurecht kommen. Ute Andresen, einst Grundschullehrerin in Schwabing und in der Lehrerbildung tätig, sagt: „Wir treffen heute auf Eltern, die für ihre Kinder mit allen Mitteln ein ideales Umfeld schaffen wollen. So,

.....
„Der elterliche Egoismus ist viel stärker geworden“, klagt die Expertin.
.....

wie man den richtigen Ranzen und die richtige Kleidung kauft, wollen sie auch eine möglichst gute Schule mit möglichst passenden Schulkameraden.“ Mütter spielen den Coach ihrer Kinder und erwarten gute Noten. Wenn ihr Kind neben einen Störenfried gesetzt wird, protestieren sie. Dass das stärkere dem schwächeren Kind helfen könnte, interessiert nicht. Niemand solle sein Kind zur Auflösung eines Gettos hergeben, sagt Andresen. „Doch der elterliche Egoismus ist in den letzten Jahren viel stärker und ungenierter geworden.“

Die Tübinger Pädagogikprofessorin Karin Amos hat Verständnis für die Eltern: „Der öffentliche Diskurs um die Bedeutung der Bildung in der Wissensgesellschaft setzt sie unter Druck. Die Torwächterfunktion der formalen Bildung hat zugenommen.“ Gleichwohl gebe es keine wissenschaftlichen Beweise dafür, dass lernstarke Kinder unter ihresgleichen besser lernten. „Es kann für die Kinder auch Stress bedeuten, in eine sehr homogene Grundschule zu gehen mit lauter Kindern von anderen ehrgeizigen Eltern“, gibt Ute Andresen zu bedenken. In einem insgesamt leistungsstarken Umfeld sei es viel schwerer, gute Noten nach Hause zu bringen.

Für Ulrike Kegler, Leiterin der staatlichen Montessori-Oberschule Potsdam, die den Deutschen Schulpreis 2007 gewann, muss die Schule vermitteln, dass Menschen verschieden sind. „Heterogenität, Komplexität und Unsicherheit, das ist die Zukunft, auch in der Berufswelt der Kinder“, sagt sie. Es sei ein Gewinn zu erkennen, dass verschiedene Menschen verschiedene Dinge gut können. „Es entspannt die Kinder, wenn sie merken, sie dürfen so sein, wie sie sind.“

Die Nachteile der Gier bürgerlicher Eltern nach Homogenität bekommen gerade Migranten zu spüren; zugleich ziehen sie sich selbst zurück. Gisela von Auer, Projektleiterin der Frankfurter Stiftung Polytechnische Gesellschaft für die Diesterweg-Stipendien, mit deren Hilfe Kinder aus Einwandererfamilien den Sprung aufs Gymnasium schaffen, berichtet: „Kontakte zwischen unseren Stipendiaten und einheimischen Kindern beschränken sich auf den Vormittag. Die meisten Hobbys sind unerschwinglich, Verabredungen kommen nicht zustande, selbst Geburtstags-einladungen nehmen die Stipendiaten-Kinder nur zögerlich an.“ Sie genießen sich, weil sie die Einladung nicht erwidern können.

Nachteile kann eine geringe soziale Mischung aber auch für Kinder bessergestellter Eltern haben. Ein Junge, der auf ein Gymnasium mit exzellentem Ruf in Frankfurts teuerster Wohnlage ging, wurde von seinen Mitschülern gemobbt, weil er statt des neuesten i-Phones nur ein einfaches Handy hatte. Der Markenterror ging so weit, dass er sich beim Schulsport für seine Unterhosen schämte – alle anderen trugen „Hollister“-Shorts. Der Junge wohnte am Stadtrand und hatte mit seinem Vater ein Baumhaus und eine Seilbahn im nahe gelegenen Wald gebaut. Seine Klassenkameraden wollten lieber seine Computerspiele ausprobieren. Eine „gewisse Wohlstandsverwahrlosung“ stellte der Vater, ein Hochschullehrer, bei den Mitschülern fest, gepaart mit Phantasielosigkeit und brutalem Sozialverhalten. Auch sein Sohn wechselt nun die Schule – in der Hoffnung auf „normalere“ Verhältnisse.